



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Gut und Geld. Unter diesem Titel hat ein Newyorker Kaufmann, Gustav Müller, bei E. Hauff (Fr. Frommann) in Stuttgart (1897) ein kleines Buch (mit dem Untertitel: Studien eines Praktikers) herausgegeben, das mich einigermaßen angeht, da der Verfasser darin meine kleine Volkswirtschaftslehre, bald beistimmend, bald dagegen polemisierend, sehr häufig erwähnt. Er behandelt in dreizehn Kapiteln die Themata: Reichtum, Kapital, produktiven und unproduktiven Verbrauch, Lohn, Gewinn, Rente, Wert, Geld, Produktivität der Nationen, Welthandel, Freihandel und Zollschutz, Krisis, Grenzen des Reichtums. Der Inhalt fällt also größtenteils mit dem meines Buches zusammen, und in einigen Stücken, die ins kaufmännische Fach fallen, ergänzt er dieses. S. 79 hatte ich die argentinische Anleihe als ein Beispiel dafür angeführt, daß bei einem Krach das Weltvermögen unvermindert bleiben könne, wenn auch das Vermögen des Gläubigerlandes geschädigt wird. Müller erklärt S. 230 meine Auffassung des Vorgangs für falsch: es sei nicht Bargeld, sondern eine Menge von Materialien und Werkzeugen zu Eisenbahnbauten nach Argentinien geschafft worden; diese Dinge seien, weil sich die Bahnen nicht rentierten, nutzlos verschwendet, das Weltvermögen sei also wohl vermindert worden. Ich nehme die Belehrung dankbar an, aber es war kein Grund für Müller vorhanden, an der Menschheit zu verzweifeln, weil sie Leute hervorbringt, die solche Dummheiten wie ich zusammenschreiben. Denn die Sache, die ich erklären wollte, bleibt unangefochten bestehen, nur in dem Beispiel, mit dem ich sie erläutern wollte, habe ich mich vergiffen, verleitet durch Zeitungsnachrichten. Unsere Zeitungen haben nämlich damals berichtet, das Geld sei überhaupt nicht auf produktive Anlagen verwendet, sondern von den dortigen Staatsmännern und ihrem Anhang in ihren eignen Nutzen verwendet worden, was ja bei der bekannten Beschaffenheit südamerikanischer „Staatsmänner“ durchaus glaublich erschien. Das Wort „Bargeldschatz“, das ich gebraucht habe, war freilich unglücklich gewählt, aber daß ich damit nicht habe sagen wollen, die Milliarden seien vollständig in Gold nach Argentinien geschafft worden, konnte Herr Müller schon aus dem entnehmen, was ich S. 175 über die Kleinheit des Weltgoldschatzes im Verhältnis zum Weltkapital und über die Art sage, wie die französischen Milliarden nach Deutschland übergeführt worden sind; ich habe also bei dem Worte Bargeldschatz an Wechsel u. dgl. gedacht.\*) Gerade in Geld- und Währungsfragen und im Begriff des Vermögens herrscht zwischen uns vollständige Übereinstimmung, ebenso in der Anerkennung der relativen Berechtigung des Malthusianismus, in der Beurteilung des Schutzzolls und in der Verwerfung des Luxus, dieses Wort in seinem strengsten Sinne genommen. Müller übersieht aber, daß die heutige kapitalistische Welt zum guten Teil auf dem Luxuskonsum beruht. Denn die Staaten von alter Kultur entwickeln sich mehr und mehr zu exportirenden Industriestaaten; was aber diese Staaten exportieren, das dient zum allergrößten Teil dem Luxus. Müller hat ganz recht, wenn er meint, ein Staat könne reich sein, ohne zu exportieren. Er huldigt dem Ideale Adam Smiths, der das alte Ägypten und China als die glücklichsten Staaten gepriesen hat, und dieses von Carey dann vollständiger beschriebene Ideal ist auch meines. Die Vereinigten Staaten wären auch heute noch in der Lage, dieses

\*) Übrigens erlaube ich mir bei allem Respekt vor Müllers kaufmännischer Sachkenntnis zu bezweifeln, daß wirklich die ganze argentinische Anleihe in Gestalt von Eisen, Holz, Lebensmitteln, Kleidung usw. nach Argentinien geflossen sei.

Ideal zu verwirklichen, ebenso Rußland, aber England, Deutschland und Belgien können es nicht.

Müllers Einwürfe gegen mich beziehen sich hauptsächlich auf die Begriffe Kapital, Arbeitslohn und Rente. Wollte ich mich ausführlich mit ihm auseinandersetzen, so müßte ich unzähligemal gesagtes noch einmal sagen. Ich beschränke mich darauf, an zwei Proben zu zeigen, wie er daneben schießt. Ich habe gezeigt, daß das Kapital in dem Sinne von naturalen Kapitalgütern nicht durch Sparen, sondern durch Arbeit entsteht, bemerke dann weiter (S. 155), daß dagegen das Kapital in dem Sinne von Kapitalbesitz allerdings zum Teil durch Sparen gebildet wird, und füge hinzu: „Insbesondere sind alle kleinen Kapitalisten Sparer. Das Kapital schaffen sie dadurch nicht, sie bringen bloß einen Teil davon in ihre Gewalt, sie bewirken eine Besitzverschiebung.“ Müller leugnet nicht, daß es eine bloße Besitzverschiebung sei, wenn ich ein Wertpapier kaufe, aber er meint, der bisherige Besitzer dieses Wertpapiers werde für die freigewordne Summe eine neue Anlage suchen und das Geld entweder unmittelbar in die Produktion stecken oder ein andres Wertpapier damit kaufen, und am Schlusse der Kette von Käufern und Verkäufern, die ihre Wertpapiere wechseln, werde ganz gewiß einer stehen, der die empfangne Kaufsumme auf Produktion verwendet, also Kapital schafft. Daß der Sparer einen Anstoß zur Produktion erteilen, also mittelbar zur Kapitalschaffung beitragen kann, leugne ich durchaus nicht, aber Kapital schaffen und mittelbar zur Kapitalschaffung beitragen ist zweierlei; daß der Ankauf eines Wertpapiers keine kapitalschaffende Handlung, sondern bloß eine Besitzübertragung ist, bleibt eine unbestreitbare Thatsache. Und jener mittelbare Anstoß zu neuer Kapitalbildung ist keineswegs sicher und tritt wahrscheinlich noch nicht einmal in der Hälfte der Fälle ein. Manchmal ist der Verkäufer des Wertpapiers ein in Not geratener Mensch oder ein Verschwender, der die Kaufsumme verbraucht. Manchmal ist er ein Spekulant, der bloß des Kurzgewinns wegen verkauft. In den übrigen Fällen hängt das Endergebnis davon ab, ob das Land, worin der Besitzwechsel vorgeht, mit Unternehmerkapital gesättigt ist oder nicht. Ist es nicht der Fall, dann steht der Zinsfuß hoch, es ist überall Luft zu neuen Unternehmungen vorhanden, und jede neugesparten tausend Mark finden produktive Verwendung. Ist es aber der Fall, der Zinsfuß also niedrig, dann werden die zufließenden neuen Sparkapitalien in unsichere Unternehmungen und in exotische Anleihen gedrängt, wo sie größtenteils unproduktiv verschleudert werden. Von den Kapitalien der Großkapitalisten habe ich dann gesagt, daß zu ihrer Entstehung und Vermehrung die etwaige Sparsamkeit der Besitzer nichts erhebliches beitrage, und ich habe bemerkt: „Bei der ungeheuern Größe der Summen, die unsre heutigen Großkapitalisten alljährlich gewinnbringend umsetzen, ist es ziemlich gleichgiltig, ob einer zehntausend Mark mehr oder weniger auf seinen Haushalt oder sein Vergnügen ausgiebt.“ Dagegen schreibt Müller: „Ich bestreite absolut, daß es ziemlich gleichgiltig sei, ob einer zehntausend Mark mehr oder weniger auf seinen Haushalt oder sein Vergnügen ausgiebt. Mit dieser Summe können im heutigen Deutschland zehn Arbeiterfamilien ein Jahr lang Haushalten usw.“ Ja, das sage ich ja selbst bei jeder Gelegenheit seit zwanzig Jahren! Aber hier handelte es sich doch nicht darum, wie die Einschränkung des Millionärshaushalts in volkswirtschaftlicher Beziehung wirkt, sondern ich habe nur gesagt: der jährliche Vermögenszuwachs eines solchen Mannes ist so groß, daß zehntausend Mark mehr oder weniger dabei keine Rolle spielen. Übrigens ist es noch die Frage, ob nicht gerade durch die Einschränkung des Millionärs zehn Arbeiterfamilien ihr Einkommen verlieren, denn die Luxusartikel, die er zu verbrauchen unterläßt, werden

eben doch auch von Arbeitern gemacht, und es ist außerdem die Frage, ob das produktive Unternehmen, worauf er das Geld verwendet, nicht wegen mangelnder Rentabilität wieder eingeht und Leute brotlos macht; oder vielleicht ist es gerade ein Luxusgeschäft, dessen Arbeiter nur bestehen können, wenn viel Luxus getrieben wird.

S. 112 schreibt Müller: „Einige Nationalökonomien, darunter mehrere Deutsche, haben sich die geistreiche Bemerkung nicht versagen können, daß der Kapitalist überhaupt nichts vorschiesse, daß höchstens der Arbeiter, der z. B. am Ende der Woche abgelohnt werde, dem Kapitalisten Arbeit vorschiesse,“ und bringt dann die bekannnte Begründung der gegenteiligen Ansicht: daß der Arbeiter ohne den Vorschuß des Kapitalisten nicht leben könne, wenn er nicht selbst ein wenig Kapitalist sei. Müller leugnet also nicht, daß es der Arbeiter ist, der etwas vorschiesst, wenn er den Lohn erst am Ende der Woche empfängt, aber er sieht es als das Normale an, daß der Arbeiter den Lohn im voraus, also als wirklichen Vorschuß empfangt; geschehe das nicht, dann müßte er beim Bäcker, Fleischer und Krämer borgen; und dann seien diese die Kapitalisten, die ihm das Leben ermöglichen; also gehe es auf keinen Fall ohne Kapitalisten. Ja, wo steht das denn geschrieben, daß jeder Arbeiter unbedingt ein Lumpenproletarier sein müsse, der verhungert, wenn ihm nicht irgend jemand entweder den Lohn vorausbezahlt oder die Lebensmittel vorschiesst? Die Bauarbeiter an meinem Wohnort sind fast ausnahmslos Stellenbesitzer oder Söhne von solchen in den benachbarten Dörfern, die nicht bloß eine Woche, sondern einen Monat und vielleicht ein Vierteljahr lang zu leben hätten, wenn sie so lange auf ihren Arbeitslohn warten müßten. Dasselbe habe ich auch schon bei Fabriken gefunden; so waren die Arbeiter der Offenburger Spinnerei größtenteils Söhne und Töchter von Landleuten der umliegenden Dörfer. Es ist kein Grund vorhanden, warum nicht jeder Arbeiter ein solcher kleiner Kapitalist sein sollte, der sich nichts vorschieszen zu lassen braucht.

Müllers Polemik gegen mich hält mich nicht ab, sein Buch zu empfehlen; es ist frisch und anregend geschrieben und liest sich angenehm. Man muß sich ja darüber freuen, daß sich ein wirklicher Praktiker überhaupt mit dem Nachdenken über volkswirtschaftliche Fragen und Begriffe abmüht. C. J.

Organische Güterverteilung. Unter dem sonderbaren Titel: Zur organischen Güterverteilung hat Karl Kundermann, Doktor der Philosophie und der Rechte und Privatdozent in Heidelberg, zwei Bücher herausgegeben, die sich mit den Verhältnissen je einer Arbeiterklasse beschäftigen: der Roheisenarbeiter der Vereinigten Staaten und der Glasarbeiter Deutschlands und der Vereinigten Staaten (Leipzig, Duncker und Humblot, 1894 und 1896). Der Verfasser betrachtet nämlich Deutschland und die große Republik als Vertreter zweier Gesellschaftssysteme, die er das zentralistische und das pluralistische nennt. Diese beiden Ausdrücke bezeichnen ungefähr dasselbe, wie die alten Ausdrücke absolutistisch und liberal, nur daß man sich den Absolutismus noch mit ständischer Gliederung verbunden zu denken hat, aber man muß dem Verfasser zugestehen, daß seine Auffassung und geschichtliche Begründung der beiden Systeme, wenn sie auch in der Sache nichts neues bieten kann, doch durch die Kunst der Darstellung den Eindruck der Originalität macht, und daß er es besonders versteht, den Gegensatz durch die Schilderung der von ihm behandelten Arbeiterklassen zu erläutern. So heißt es S. 9: In der Union „fühlt sich der Arbeiter im ganzen als ein selbständiger Mann; er hat auf der gleichen Schulbank mit dem Unternehmersohn gesessen; im Beruf und Staatsleben

kann er sich durch Fleiß und Talent leicht emporarbeiten; er benimmt sich gegen seinen Arbeitgeber höflich, selten unterwürfig und mißtrauisch; das Wort Arbeiter hat keine herabsetzende Bedeutung, man geht gern in die Fabrik. In Deutschland ist sich der Arbeiter seiner Untergebenheit bewußt; von Jugend an lebte er abgefordert von den Unternehmerkreisen; wegen seiner geringen physischen und psychischen Eigenschaften arbeitet er sich nur selten empor; sein Auftreten gegenüber dem Arbeitgeber ist vielfach demütig oder argwöhnisch; die Bezeichnung Arbeiter hat etwas Herabsetzendes; man liebt die Fabrikarbeit wenig und sucht sich, wenn irgend möglich, als Handwerker zu erhalten.“ Wie im ganzen Volke, so hat im Arbeiterstande bei den Nordamerikanern die Panmixie große Gleichmäßigkeit, bei den Deutschen die Absonderung und Inzucht starke Differenzierung erzeugt. Dort steht der Durchschnitt der körperlichen und geistigen Begabung höher als in Deutschland; dagegen giebt es keine geistig so hoch stehenden Menschen und auch keine so hoch qualifizierten Arbeiter wie bei uns, dafür aber auch keine solche Verkümmernng, wie sie bei uns leider häufig ist. Die Verschmelzung beider Völker mit ihren eigentümlichen Einrichtungen würde nach Ansicht des Verfassers „ein rein organisches Volk“ geben. (Wir wollen über die Berechtigung der Bezeichnung „organisch“ nicht streiten, aber wenn sie einmal gewählt war, so sehen wir nicht recht ein, warum sich der Verfasser für den Titel „organische Güterverteilung“ entschieden hat, da es sich doch um weit mehr als bloß um die Güterverteilung handelt.) Rindermann glaubt, daß unsre Zeit dieser „organischen“ Verfassung zustrebe, daß aber auch diese, wenn sie hergestellt sein werde, ihre eigentümlichen Übel erzeugen werde. Was die Lage der Glasarbeiter betrifft, von der man wohl auf die der Lohnarbeiter in den übrigen Industrien schließen darf, so wird nachgewiesen, daß in Nordamerika die Löhne bei einzelnen Unterabteilungen dieser Arbeiterklasse viermal, im Durchschnitt mehr als doppelt so hoch stehen. Durch den höheren Preis einzelner Güter, wie der Wohnungen, durch das Fehlen der Wohlfahrtsinstitutionen, deren sich viele deutsche Arbeiter erfreuen, und durch die Unwirtschaftlichkeit der amerikanischen Hausfrauen wird dieser Vorteil bedeutend vermindert; die sehr genaue, auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebaute Berechnung des Verfassers ergibt ein durchschnittliches Übergewicht von 60 Prozent für den amerikanischen Glasarbeiter, und das fällt schon ins Gewicht; der amerikanische Arbeiter lebt besser als der deutsche, macht im Durchschnitt weniger Schulden und spart trotz lieberlichen Lebens mehr, sodaß er leichter auf das Sprungbrett gelangt, von wo er sich in die Kapitalistenklasse emporheben kann. Der Stoff für die Arbeit ist mit großem Fleiß gesammelt und mit der strengsten wissenschaftlichen Sorgfalt und Sauberkeit bearbeitet worden. Außer Behörden, wie dem badischen Finanzminister Buchenberger, dem statistischen Bureau in Karlsruhe und den Regierungsbehörden zu Straßburg und Trier haben fünf Arbeiterorganisationen, einundzwanzig Unternehmer und vierundsiebzig Arbeiter Beiträge geliefert; die Beitragenden werden alle namentlich angeführt. Der Unterschied der beiden Systeme macht sich, wie der Verfasser darlegt, auch schon bei einer solchen Stoffsammlung dadurch bemerkbar, daß sich der Sammler in Amerika mehr an die Arbeiter, in Deutschland mehr an die Unternehmer und die Behörden halten kann und muß, und daß dort, wo die Arbeiter selbst von den Behörden in die statistische Thätigkeit hineingezogen und darin unterrichtet werden, das im persönlichen Verkehr, nicht bloß auf schriftlichem Wege, erlangte statistische Rohmaterial reichlicher und besser ist und den individuellen Charakter der Thatfachen hervortreten läßt, während in Deutschland die Bearbeitung des Materials in Durchschnittsberechnungen und Vergleichen weiter fortgeschritten ist.

Mecklenburg Industriestaat! Wie sich doch die Zeiten ändern! Als England noch Agrarstaat war, da war Mecklenburg ein zwar kleiner, aber blühender und wohlhabender Industrie- und Handelsstaat. Seine Landwirtschaft war bei den zum Teil mendischen Bauern und bei den ihren nobeln Passionen huldigenden Rittern in den denkbar schlechtesten Händen. Der bekannte große Umschwung um das Jahr 1500, der die Handelsstraßen verlegte, hat dann zusammen mit der Auflösung des Reichs den Handel und die Industrie des Ländchens vernichtet und es zu einem armen Agrarstaate gemacht. Die ungeschickte Kur, die man anwandte, und die der Hauptsache nach in Versklavung der Bauern, im Kunstzwang und Steuerdruck bestand, gab der Volkswirtschaft und dem Wohlstande den letzten Stoß, sodaß das Land ganz elend in unser laufendes Jahrhundert eintrat. Das alles erfahren wir mit vielen interessanten Einzelheiten aus dem Schriftchen: Mecklenburgs wirtschaftliche Vergangenheit, Lage und Zukunft. Wirtschaftspolitische Studie von W. M. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1897. Der Verfasser wendet sich mit Entrüstung gegen die Pessimisten, die behaupten, Mecklenburg sei dazu verurteilt, Agrarstaat zu bleiben, und fordert, damit es anders werde, eine Reform der Verfassung, die das Volk zu gemeinnütziger Thätigkeit erziehen soll, Reformen des Schul- und Bildungswesens, Beseitigung der Verkehrshindernisse, Parzellirung eines Theils des Großgrundbesitzes, wodurch die ländliche Bevölkerung um hunderttausend Seelen vermehrt werden könne. Der Landwirtschaft könne nur geholfen werden durch rationellern Betrieb, wozu u. a. die Beschränkung des Getreideanbaus gehöre, und durch Begründung einer Industrie, die dem Bauern eine inländische Rundschaft verschaffe.

Ein Urteil über die deutsche Rechtsanwaltschaft. Als die Vorträge, die im Frühjahr 1879 Professor Dr. Adolf Wach in Leipzig vor praktischen Juristen über die Reichszivilprozeßordnung gehalten hatte, im Druck erschienen waren, brach sich bald und allseitig die Überzeugung Bahn, daß in diesem anspruchsfloßen Bande mit das Beste und Reifste enthalten sei, was über das neue Recht überhaupt gesagt worden ist. Weit über ihr ursprüngliches Ziel hinaus, eine anregende Einführung in das ungewohnte Verfahren zu geben, wirkten die Wach'schen Vorträge auf Theorie und Praxis ein; mannigfach folgten Wissenschaft und Rechtsprechung den von ihnen gewiesenen Pfaden; und was zunächst nur die geistreiche Meinung eines Einzelnen war, wurde vielfach die anerkannte Grundlage deutscher Rechtsübung.

Gerade dieser große Erfolg des Buches mußte, als es siebenzehn Jahre später in neuer Auflage erschien, die Besorgnis erwecken, daß es nicht die gleiche Aufnahme finden würde wie einst; denn je mehr sein Inhalt bereits in das Allgemeinbewußtsein übergegangen war, umso weniger durfte es noch auf das Allgemeininteresse rechnen. Indes erwies sich jene Besorgnis als grundlos. Nicht bloß die unvergänglichen bisherigen Vorzüge seiner lebhaften und durchsichtigen Ausdrucksweise, seiner scharfen und klaren Begriffsentwicklung, seiner tiefen Art der Aufdeckung und Erörterung von Zweifelsfragen haben ihren alten Reiz bewahrt und bewährt — Berichtigungen, Veränderungen und Zusätze haben das Werk auch auf der Höhe der Zeit erhalten. Sie bieten die reichen Früchte der Erfahrungen, die Wach inzwischen in wissenschaftlicher und praktischer Thätigkeit, als Mitglied der Fakultät und des Landgerichts in Leipzig gesammelt hat; an die Stelle der Ausblicke in die Zukunft sind Rückblicke in die Vergangenheit und Einblicke in die Gegenwart getreten, und so ist dieselbe Thatsache des Bestablaufs, die der Schrift

auf der einen Seite einen Teil ihrer frühern Wirkung geraubt hat, auf der andern die Quelle einer neuen und wahrlich nicht minder bedeutsamen Wirkung geworden.

Daß bei der Berücksichtigung der thatsächlichen Entwicklung des Reichszivilprozesses die Rechtsanwaltschaft nicht übergangen werden konnte, ist selbstverständlich; sie hat denn auch neben der bereits vorhanden gewesenen dogmatischen Behandlung eine reichliche kritische Würdigung ihrer Wirksamkeit erfahren. Und da ist es ein Punkt, den Wach immer wieder und fast ausschließlich in den Vordergrund stellt — die Frage nach der Schuld oder Mitschuld der Rechtsanwaltschaft an der Verschleppung der Prozesse und an der Vereitelung der gegen diese gerichteten Gesetzesvorschriften. Wie er diese Frage beantwortet, ergibt folgende Zusammenstellung seiner Äußerungen:

Die Zaghastigkeit im Gebrauche der Kostenstrafe — aus § 48 des Gerichtskostengesetzes — findet ihre Erklärung in begreiflicher Rücksicht auf die Anwälte . . . und in dem Widerstande, der dem Gerichte häufig entgegengesetzt wird durch die Nachsicht des Gegenanwalts. Anregungen der höchsten Justizverwaltungsbehörde zu energischerem Eingreifen sind erfolglos geblieben (S. 18).

Die Thatsachen haben leider gezeigt, daß das Souveränitätsrecht des Gerichts — aus §§ 252, 502, 339, 367, 398 der Zivilprozessordnung — praktisch fast bedeutungslos ist. Indem das Gesetz seinen Gebrauch vom Antrag abhängig machte, legte es dasselbe lahm; denn im Anwaltsprozeß hält . . . die Kollegialität vom Antrag zurück (S. 35).

Aber es muß erwähnt werden, daß die Anwälte — obschon sie nicht ermangeln, gelegentlich über ungenügende Beurkundung zu klagen — von dem Mittel des § 270 fast keinen Gebrauch machen. Das Gesetz, auf das man nicht geringe Hoffnungen setzte, ist sozusagen außer Anwendung (S. 40).

Aber es ist keine Übertreibung, wenn ich behaupte, daß im großen und ganzen die Beurkundung im amtsgerichtlichen Prozesse nicht wesentlich anders und nicht erheblich unsicherer von statten geht als im Anwaltsprozeß. Wie die Garantie des § 270 in diesem eitel geworden ist, habe ich schon erwähnt (S. 43).

Nur wenn in den Personen der Anwälte der Grund der Verschleppung liegt, dann zeigt sich der Schaden des Gesetzes. Das ist nun an den größern Gerichten, bei viel beschäftigten Anwälten begreiflicherweise nicht selten der Fall; auch mag in den geringfügigen Sachen die Gleichgiltigkeit gegen die lästige, uneinträgliche Aufgabe ein weitverbreitetes Leitmotiv sein. Dazu kommt die übel angebrachte Kollegialität, welche die Pflicht gegenüber der Partei vergißt und nach dem Gesetz verfährt: clericus clericum non decimat. Da wird von dem erschienenen Anwalt gegen den säumigen das Versäumnisurteil nicht erbeten, vielmehr Vertagung beantragt und, wenn das Gericht sie in seiner Not verweigert, erklärt, man „gebe sich nicht an,“ „verhandle nicht.“ Das Gewissen wird beschwichtigt. . . (S. 47).

Die Anwälte üben unbeschränkt (Zivilprozessordnung § 77) und maßlos diese Herrschaft über den Prozessfortgang. . . Wir wissen, daß bei dem im größten Stil geübten Verschleppen der Parteiville nicht mitspricht. . . Es ist unerträglich, wenn — wie es geschieht — das Gericht stundenlang der Parteien, richtiger gesagt, der Anwälte gewärtig unthätig verharret, um wohl gar unverrichteter Dinge von dannen zu gehen. Das ist Mißachtung der Staatsthätigkeit. Hier muß energisch durchgegriffen werden zum Wohl des Staates und — wir dürfen es getroßt hinzufügen — der Recht suchenden Parteien (S. 57).

Der geltende Parteibetrieb unterstellt, wie gezeigt, recht eigentlich den Rechtsgang der Allmacht der Partei, leistet der Saumsal und der Bequemlichkeit der Anwälte unzulässigen Vorschub. . . Wie teuer aber die Partei demzufolge die Ehre

zu bezahlen hat, das Subjekt des Prozeßbetriebs zu sein, braucht umso weniger geschildert zu werden. . . . (S. 68).

Zwar haben die Anwälte die Macht, nicht zu verhandeln — und wie oft sie zum Schaden der Sache davon Gebrauch machen, ist bekannt (S. 85).

Soweit Wach. Seine Meinungsäußerung kommt sehr zu rechter Zeit. Die bevorstehende Reform der Zivilprozeßordnung soll der Rechtsanwaltschaft nachteilige Neuerungen bringen; sie erregt insoweit ihren heftigen Widerspruch. Ihm entgegenzutreten ist nicht leicht; denn mit Zahlen läßt sich auf diesem Gebiete nicht viel anfangen, und die Rechtsanwaltschaft hat im Parlament, in der Presse, in der gesamten öffentlichen Meinung und Stimmung eine überaus einflußreiche Stellung. Unter solchen Umständen ist es sicherlich von Wert, aus einem juristischen Werk heraus auch weitem Kreisen ein Urteil zugänglich zu machen, das um der unzweifelhaften Bedeutung seines Autors willen auch ohne Statistik und aller Voreingenommenheit zum Troß die Entscheidung zu beeinflussen geeignet ist. E. S.

Die Erhaltung der schwindenden Volkstrachten. Zufällig kommt mir ein Aufsatz der Grenzboten vom 20. August 1896 Nr. 34 wieder vor Augen, worin von einer Bewegung in den verschiedensten Teilen Deutschlands zur Erhaltung der dahinschwindenden Volkstracht die Rede ist. Ich habe fast meine ganze Jugend auf dem Lande gelebt und viele Volkstrachten in Deutschland kennen gelernt, die ich heute noch beschreiben könnte, obwohl man nur noch Teile davon hier und da an alten Bauernfrauen sieht, die längst in die Reihe der Groß- und Urgroßmütter eingerückt sind. Wenn ich jetzt wieder in meine früher so trachtenreiche Heimat komme, muß ich die Überzeugung gewinnen, daß eine Bewegung zur Erhaltung der Volkstrachten gänzlich verfehlt ist. Ja ich muß mich wundern, wie man nur einen solchen Gedanken fassen kann, heute, wo der immer steigende Verkehr die Menschen auch aus den fernsten Teilen der Erde einander immer näher bringt. Wie soll da ein Dorf, ein Städtchen seine altangestammte Tracht behalten? Höchstens eine Amme oder Kinderwärterin prangt noch in Landestracht in der Stadt. Befieht man diese Tracht aber näher, so überwiegt meistens die Phantasie über die Historie der Kleidung. Die Sache ist ja auch sehr einfach. Die Trachten sind wohl sämtlich teurer als die modernen in großen Kleidergeschäften angefertigten Anzüge. Das glich sich früher aus, wo der Edelmann, der Bürger und der Bauer, die Frau und die Jungfrau erst dann neue Sachen anschafften, wenn die alten verbraucht waren. Und das dauerte bei den starken Stoffen, die in alter Zeit verarbeitet wurden, lange. Man denke nur an die Hosen des Herrn von Bredow. Ich selbst habe genug alte Bauern noch in Lederhosen gesehen, die sie gewiß trugen, seit sie ihre Mannesgröße erreicht hatten. Jetzt ist das anders. Die Töchter der vermögenden Bauern, die sich also noch die teure alte und meist schöne kleidsame Landestracht anschaffen und erneuern könnten, besuchen Institute und Schulen aller Art in der Stadt, die Söhne gehen auf landwirtschaftliche Anstalten. Sie wollen dort im Kreise ihrer Kameraden nicht auffallen, sie kleiden sich also nach der Mode. Dazu kommt die immer mehr fortschreitende Ausgleichung der Standesunterschiede und der Lebenshaltung.

Ich habe als Kind selbst noch in großen und kleinen Städten und auf dem Lande gesehen, daß der Handwerker nur eine Wohnstube hatte. Darin stand das Ehebett und die Wiege. An dem großen Ofen wurde im Winter, der Ersparnis wegen, auch die gesamte Tagesnahrung gekocht, und außerdem befand sich in dem Zimmer noch die Werkbank bei solchen Handwerkern, wie Klempner, Messerschmiede, Sattler, die keine raumbedürftigen Arbeitsgeräte durchaus nötig hatten. Selbst der

kleine Beamte benutzte die Wohnstube zugleich als Wohnzimmer und als Arbeits- und Spielzimmer für die Kinder. Heutzutage findet man auch schon in diesen Kreisen besondere Empfangszimmer, Wohnzimmer, Schlaf- und Wohnzimmer. Von Lüftung der Zimmer war bei Handwerksteuten kaum die Rede. Ich erinnere mich, daß ein Handwerksmeister meinem Vater auf dessen Ermahnung, doch ein Fenster zu öffnen, erwiderte: „O nein, gewiß nicht, da jagt man ja das Holz zum Fenster hinaus, und so reich bin ich nicht!“ Darüber sind die Begriffe doch jetzt geklärt. Man weiß besser Bescheid über die Gesundheitspflege. Das zeigen auch unsere heutigen Schulgebäude in Stadt und Land, wenn man sie mit den elenden Kasten vergleicht, in denen wir in unsrer Jugendzeit den Unterricht „genossen.“ Diese Steigerung von Raum- und Luftbedürfnis ist ebenso eine Ursache für die Ausdehnung unsrer Städte, wie die Vermehrung der Bevölkerung durch Zuzug von außen.

Wie sich nun in Bezug auf die Wohnungsverhältnisse eine Annäherung der Stände unter einander vollzogen hat und durch die billige Herstellung schöner Wohnungen immer weiter vollziehen wird, so geht auch die Annäherung und Ausgleichung der Stände in ihrer Bekleidung immer weiter vorwärts. Konnte man noch im vorigen Jahrhundert den Bürgerlichen vom Adlichen schon in der Bekleidung unterscheiden, indem man dem Bürgerlichen das Tragen bestimmter Farben in seiner Kleidung, die Verwendung gestickter Röcke usw. untersagte, so ist die Bekleidung jetzt vom Vornehmsten bis zum Niedrigsten in Form und Farbe so ziemlich gleich und höchstens, vom Bettler abgesehen, in der Güte des Stoffes und in besserer Erhaltung verschieden. Ein Engländer, ein Franzose, ein Russe der gebildeten Klasse unterscheidet sich in seiner Kleidung nicht vom Deutschen, und auch der Ungar und der Pole, ja selbst der Türke trägt seine Nationaltracht nur noch bei feierlichen Gelegenheiten. In Universitätsstädten laufen Asiaten, Afrikaner, Söhne der Balkanhalbinsel zu Dutzenden herum; an ihrer Bekleidung kann man sie nicht erkennen. Selbst der Tiroler, der Handschuhe in den Badeorten verkauft oder mit Landsleuten beiderlei Geschlechts Sotdler vorträgt und die Leute mit „du“ anbietet, trägt gewöhnlich nicht die wirkliche Tiroler Landestracht, sondern ein Phantastekostüm, wie es der Philister aller Nationen in jedem Maskengeschäfte für seine Karnevalsbelustigungen kaufen kann. Für gewöhnlich geht aber auch der Sotdel- und Handschuh-Tiroler in Zivil wie andre Menschen.

In frühern Jahrhunderten beschäftigten sich Behörden und Fürsten mit der Tracht ihrer Unterthanen. Wir haben z. B. Anträge des Stadtrats von Darmstadt aus dem Jahre 1677, worin der Landgraf gebeten wird, „eine solche Kleiderordnung zu machen, darnach ein jeder sich zu achten und keiner dem andern es gleich oder vorthun möge.“ Die Landgräfin Elisabeth Dorothea erließ in der That eine ausführliche Kleiderordnung im Jahre 1684, worin „ein jedes, so oft es mit einer Tracht, die seinem Stand zuwider ist, betroffen würde, mit zehn Gulden oder Gefängnisstrafe verfallen sein solle.“ Wiederholt wird in der Verordnung auf Berücksichtigung von Herkunft und Stand bei der Auswahl der Bekleidung erinnert und eine ganze Anzahl verbotener Bekleidungsstücke aufgezählt. So wenig Erfolg diese Verordnungen gehabt haben, ebenso wenig wird es gelingen; bei dem heutigen Verkehr der Völker und der einzelnen Stände unter einander die Aufrechterhaltung der immer mehr schwindenden alten Volkstrachten anders zu erreichen als vorübergehend bei historischen Festzügen. Überhaupt kann ja bei unbefangener Betrachtung der heutigen Verhältnisse von einer Erhaltung der Trachten gar nicht mehr die Rede sein, man könnte höchstens von einer Wiedereinführung sprechen. Und das ist sicher unmöglich. C. v. H.

Kiau? Wir lesen, daß der Name des für Deutschland erworbenen chinesischen Hafens jetzt offiziell festgelegt worden sei: wir sollen fortan Kiautschou schreiben. Diese Schreibweise mag urchinesisch sein, man wird darüber Experte vernommen haben; mir tritt hier aber wieder eine Eigentümlichkeit unsrer Autoritäten entgegen, über die ich mich schon oft gewundert habe. Wenn ich nicht irre, bedeutet der Zusatz Tschou den Gattungsbegriff einer Kreis- oder Bezirksstadt, wie das angehängte „Su“ einen Hauptort der Provinz bezeichnet; jedenfalls findet man auf der Karte viele chinesische Orte mit dem Zusatz Su oder Tschou. Wäre es nun nicht am einfachsten, sich mit Kiau zu begnügen und sich um die chinesische Orthographie nicht weiter zu kümmern, als für den Verkehr nötig ist? Wir würden uns sechs Buchstaben ersparen in Wort und Schrift. Aber man scheint in unsern Büreaus eine Vorliebe für lange Namen zu haben. Da bestehen noch immer: „Deutsch-Südwestafrikanisches Schutzgebiet“ und Deutsch-Ostafrikanisches Schutzgebiet“! Kann man sich etwas Pedantischeres, Schwerfälligeres ausdenken? Als Lüderitz Angra Pequena besetzte, sprach man einige Zeit lang von Lüderitzland, aber unsre Bürokraten kamen hinzu und machten, als wir an den Kunene gelangten, eine Kolonie mit dem längsten Namen, den die afrikanische Karte aufweist. Andre Leute wären bei Lüderitzland geblieben oder hätten dem Gebiet den ersten Volksnamen gegeben, der sich darbot, etwa Namaland, oder noch kürzer Kolonie „Nama.“ Das läßt aber unsre Gewissenhaftigkeit, richtiger Pedanterie nicht zu, denn „da sind ja auch noch Hereros und Bastarde und Bergdamara.“ Ebenso im Osten. Warum nicht „Peterzland“ oder — wenn das den liebenden Herzen mancher zu bitter war — „Msagara“ oder „Msambara,“ den ersten besten Namen, den man im Lande fand? Ein Wunder, daß wir nicht statt Kamerun „Westafrikanisches Schutzgebiet“ und statt Togo „Nordwestafrikanisches Schutzgebiet“ schreiben. „West, Südwest, Nordwest“ — das wäre so hübsch vollständig, so ordnungsmäßig gewesen; unsre Dorfschulmeister selbst hätten ihre Freude daran gehabt! Denn unsre Büroleute arbeiten hierin ganz im Sinne unsers hochgeschulten Publikums — das muß ich zugeben. Wir lieben nicht praktische Kürze, sondern Namen und Bezeichnungen, die selbst gleich eine ganze Erklärung enthalten, und gewöhnen uns gern ab, mit einem Billet in den Tram zu steigen, weil wir „deutsch“ sein wollen. Mein Gott! Niemand kann die Schwäche des deutschen Selbstbewußtseins mehr bedauern als ich; aber für so elend halte ich es denn doch nicht, daß ich glauben könnte, die deutsche Sprache und das deutsche Selbstgefühl könnte durch „Fahrchein“ und „Pferdebahn“ verbessert werden. Die Pedanterie liegt darin, daß wir uns nicht entschließen können, einheimische Worte, die nicht im Wörterbuch stehen, anzunehmen, wo wir sie finden, noch auch uns neue, fremde Worte sprachlich bequem zu machen, indem wir sie wo nötig deutsch umformen. Wenn man uns zumutet, Tram zu sagen, so erhebt sich alsbald Widerspruch: „Es heißt nicht Tram, sondern Tramway!“ Müge es doch! Wir heißen es Tram — würde ich antworten, und das ist ein gutes, deutsch klingendes Wort, das dadurch nicht verliert, daß es englischen Ursprungs ist. Übrigens läßt der Engländer das „way“ selbst gern weg, so anstößig das unsern Pedanten vorkommen mag. Und was „Billet“ betrifft, so hätte selbst Luther wahrscheinlich nichts dagegen einzuwenden gehabt; nur hätte er es vielleicht „Biljet“ oder ähnlich geschrieben, zum Entsetzen unsrer heutigen Schulgelehrten, die nicht daran denken, daß kein Franzose das Wort so ausspricht, wie wir es thun. Unsre Pedanterie geht sogar so weit, daß wir uns oft bemühen, „Tramueh“ herauszubringen, um korrekt englisch zu sein. Wer gar „Tramweg“ sagen wollte, würde für ungebildet gelten. Und da ich nicht gerne solchen Vorwurf auf mich lenke, so gestehe ich lieber gleich ein, daß,

wenn ich einmal doch zu Kiau-Tschou genötigt werde, ich nicht recht weiß, wie ich das unselige Tschou aussprechen soll, da wir Deutschen ein ou als Diphthongen oder als französisches u nicht haben. Ich kann nicht annehmen, daß die Regierung den Namen hat französisieren wollen, und da es sich auch schwerlich um eine Nachschreibung des Chinesischen handeln kann, weil die Chinesen keine Buchstaben wie wir haben, so spreche ich getrost: „Tschou—u.“

Nach alledem scheint mir die Taufe unsers neuen Hafens auf Kiau-Tschou zwar in nationalem Sinne geschehen zu sein, aber im Sinne einer nationalen Schwäche. Wenn unser Auswärtiges Amt mit chinesischen Behörden zu korrespondieren hat, wird es ohne Zweifel mit vollem Recht die alte chinesische Bezeichnung beibehalten. Uns andern aber würde Kiau schon genügen, und wir wären erfreut, wenn man uns auch der Verlegenheit enthöbe, bei Gelegenheit lange nachsinnen zu müssen, um den Namen jeder unsrer afrikanischen Kolonien richtig anzugeben. Denn im täglichen Verkehr habe ich ihren richtigen, d. h. offiziellen Namen in der That noch niemals aussprechen hören. „Südwestafrikanisches Schutzgebiet“ ist wie der große Titel des Königs: kein Mensch kennt ihn, und nur ein Weheimrat gebraucht ihn.

E. v. d. Br.

Das Savonarolajubiläum. Jubiläen bereiten den Jubilirenden selten einen ungemischten Genuß. Handelt es sich bloß um einen Künstler oder Gelehrten, so ist ja die Sache noch nicht schlimm; die Verehrer des großen Mannes haben sich dann nur darüber zu ärgern, daß seine Gegner aus Leibeskräften schimpfen. Bei politischen und kirchlichen Größen und Ereignissen aber kanns unter Umständen recht ungemütlich werden. Wie viel Angstschweiß mag den Berliner Stadtvätern das Achtundvierziger Jubiläum schon ausgepreßt haben, und wie mag dem König Humbert zu Mute gewesen sein, der ein Revolutionsjubiläum feiern mußte, während seine Truppen zum so und so vielenmale damit beschäftigt waren, Revolten zu unterdrücken! Wie haben das Luther- und das Canisiusjubiläum die Leidenschafsten erhitzt! Jetzt droht den Katholiken das Jubiläum des am 23. Mai 1498 verbrannten Savonarola, bei dem der Protestantismus ausnahmsweise einmal als tertius gaudens zusehen kann. Es hat sich eine Partei innerhalb der katholischen Welt gebildet, die den Fra Girolamo schlechterdings den „Freimaurern entreißen“ und in den Heiligenkalender bringen will. Leo soll auf Anfragen, klug wie immer, geantwortet haben, mitthun könne er natürlich nicht beim Jubiläum, er habe aber auch nichts dagegen. Ludwig Pastor hat in seiner Geschichte der Päpste eine Charakteristik Savonarolas entworfen, die wir unterschreiben: Hoch begabt, von reiner Absicht, aber Fanatiker mit Kirchen- und Staatsidealen, die nicht verwirklicht werden können, und in seiner Kritik des Bestehenden übertreibend; nur das eine unterschreiben wir natürlich nicht, daß seine Unbotmäßigkeit gegen den Papst als der Haupteinwand gegen seine Heiligkeit geltend gemacht wird. Die unparteiischen unter den Historikern beider Konfessionen haben Pastors Charakteristik als treffend anerkannt, von der Savonarolapartei aber hat er heftige Angriffe erfahren und ist sogar der Ketzerei beschuldigt worden. In einem interessanten Schriftchen: Zur Beurteilung Savonarolas (Freiburg i. B., bei Herder, 1898) weist er diese Angriffe zurück und widerlegt besonders zwei seiner Gegner, den Breslauer Professor Ernst Commer und Paul Quotto, Professor am königlichen Lyceum zu Faenza. Indem die Dominikaner, um von einem Heiligen ihrer päpstlichen Kirche die „Freimaurer“ abzuwehren, die Presse dazu zwingen, wieder einmal das Bild der Borgiaperiode vor der Welt aufzurollen, erweisen sie dieser Kirche einen ähnlichen Dienst wie der Bär seinem guten Freunde, dem Einsiedler. Leos Nase

wird sich zwar wohl widerstandsfähiger erweisen als die des armen Einfindlers, aber ganz ungeschunden wird sie kaum davon kommen.

Neue Romane von Sophus Baudiz und D. Verbeek. Es giebt wohl für jeden Tage, wo er zu nichts Lust hat. Er greift zu diesem und dann wieder zu etwas anderm und so weiter, und er legt alles wieder weg, weil er nicht muß und braucht. Ja, wenn er müßte, dann käme so etwas nicht. Aber er muß ja nicht, und nun mag er nicht. Das heißt, er möchte so gern, aber es scheint, er kann nicht. In Wirklichkeit will er nicht, wenigstens nicht stark genug, und wo dieser notwendige Ersatz für das Müßen fehlt, da tritt eben der Zustand ein, in dem man oft lange nach dem richtigen Hilfszeitwort suchen kann. Wenn einem in solcher Stimmung ein passendes Buch zu Hilfe käme! So das richtige, nicht schwer und gar zu tief oder zu sehr spannend, sondern das einen so langsam und allmählich einige Stunden mit sich nähme. Solche Bücher giebt es, man muß sich ihrer nur zu rechter Zeit erinnern. Aber es kommen auch neue der Art, nicht täglich, aber dann und wann. „Die Chronik des Garnisonstädtchens“ von Sophus Baudiz, übersetzt von Mathilde Mann, und „Einsam“ von D. Verbeek (Leipzig, Brunow) sind zwei solche Bücher. Gleich hübsch gedruckt, gleich reizend gebunden, klein von Format und von beinahe gleichem Umfange, so treten sie auf, als ob sie zusammen gehörten. Und doch innerlich wie verschieden! Man weiß nicht, von welchem man zuerst sprechen soll. Legte man sie einem Ehepaar auf den Tisch, so würde wohl der Mann den Baudiz vorziehen, denn bei ihm ist die Rede von menschlicher Arbeit in Frieden und Krieg, von dem Leben in einer dänischen Schule und auf einem Kasernenhof, endlich auch von Politik. Aber die Frau wird zu „Einsam“ greifen und meist wohl auch, nachdem sie den Konkurrenten gelesen hat, zu „Einsam“ zurückkehren, denn das ist ein Roman, in dem das Schicksal einer Frau von einer Frau ergreifend geschildert wird, und eine Lage, die, abgesehen davon, daß sie recht traurig ist, für teilnehmende weibliche Herzen ein großes Interesse zu haben pflegt: eine unglückliche Ehe. Bei D. Verbeek ist alles aktuell und modern: Berlin W. und eine äußerst treffende, natürliche, oft witzige und gelegentlich auch etwas derbe Sprache. So etwas könnte jeden Augenblick passieren. Hanna, so heißt die Heldin, ist glücklich in der Pflege ihrer kranken verwitweten Mutter und hat sich liebe Freunde im Kirchenchor erworben, mit denen sie einmal wöchentlich übt, darunter einen, der ohne Frage schon etwas mehr ist als Freund, aber bei den Verhältnissen — daran ist ja zunächst gar nicht zu denken. Und nun kommt der steinreiche, harmlose und gar nicht unangenehme junge Kaufmann und führt sie mitsamt ihrer gelähmten Mutter in die fürstlich eingerichtete Tiergartenvilla. Mit einem Schlage ist ihr alle Lebenssorge genommen. Lange Befinnen war da nicht möglich. Wer hätte an ihrer Stelle nicht ebenso gehandelt? Der Mutter zuliebe, nicht aus Liebe zu einem Mann, den sie ja noch gar nicht kannte, das sagte sie sich wohl, aber konnte das nicht doch gut gehen, es war doch von allen Seiten so gut gemeint? Also ein sehr ernstes Thema jedenfalls, ein Feuer, an dem sich schon mancher verbrannt hat, der es vorher nicht ahnte, und gegen das auch nicht immer Vorsicht hilft. Wem also das Leben schon herb genug ist, und wer darum seinen Nerven den Luxus der Anregung nicht mehr gönnen mag, die nötig ist, um ein fremdes leidvolles Dasein in natürlicher Größe an die Wand gemalt aus nächster Nähe zu betrachten und mitzuerleben: der wird, ob Mann oder Weib, sich lieber mit Baudiz unterhalten, dessen Erzählung auch von Liebe handelt, aber ohne so an die Nerven zu greifen. Es wird darin ein blutjunger, sehr sympathischer Kavallerieleutnant geschildert, der auf ein kleines

Nest zur Reitschule kommandirt ist, seinem prächtigen alten Rittmeister die Zeit vertreiben hilft und dabei sich von einigen kleinen Groten umspielen läßt, bis der große Gros kommt, und mit einer äußerst natürlichen, glückverheißenden Verlobung die Geschichte zu Ende ist. Bei Bauditz sind es viele Figuren: Adliche, Geistliche, Schullehrer und Schüler, Offiziere, Beamte und Bürgerleute, auf die sich unsre Aufmerksamkeit verteilt, und von denen mehrere in der Zeichnung völlig ausgearbeitet sind. Dazu kommt die landschaftliche Schilderung mit ihren von uns schon oft hervorgehobnen Vorzügen und eine äußerst glückliche idyllische Stimmung, die auf dem Ganzen ruht und nur hier und da an das Elegische streift, wenn die Gedanken sich in die politische Zukunft richten. Die Erzählung trägt sich nämlich um das Jahr 1864 zu, und auch von dem Kriege bekommen wir einzelne vorzüglich getroffene Bilder, österreichische Husarenpatrouillen und preußische Einquartierung, alles echt und lebendig, keineswegs karikiert. — Bei D. Verbeck konzentriert sich unser Interesse auf die eine Hanna und ihren Ehemann. Das Verhältnis hätte ja vielleicht gleichgiltig, jedoch äußerlich ungestört bleiben können; der Mann meint es nicht schlecht, und die Frau hat ja das Äußerliche, was sie in dies Haus geführt hatte, nach wie vor ungeschmälert. Aber seine Liebe kann sie nicht erwidern, er wird verstimmt und sie empfindlich, das Schicksal zieht langsam heran. Zwischen S. 287 und 307 fallen die kritischen Äußerungen; nachher ist nichts mehr zu retten. Die Schilderung ist hier technisch meisterhaft, und poetisch, was die Erfindung betrifft, kann man der Verfasserin nicht den Vorwurf machen, daß sie ihr Geschlecht bevorzugt hätte. Wie die Schuld sich entwickelt, anhäuft und auf beide Teile verteilt, das ist deutlich und überzeugend dargestellt, es würde auch einem gemiegten Selbstanalytiker genügen. Die Verfasserin hat dafür gesorgt, daß der Leser immer beiden Teilen gerecht zu werden sucht, und daß er erst ganz zuletzt den Mann aufgibt, wo dann dessen Tod die einzige befriedigende Lösung ist. Wir danken es ihr noch besonders, daß sie der Versuchung widerstanden hat, die Annäherung der Vereinsamten an den ehemaligen Geliebten noch weiter zu führen. Man kann sich das ja denken, und sittlich spricht nichts dagegen, aber man hätte nicht gerade dabei zugegen sein mögen, und das Verhältnis Hannas zu den beiden jungen Männern ihres frühern Kreises — Günther und Kettenbacher — ist übrigens, was nicht ganz leicht war, auch ästhetisch so vorzüglich gehalten, daß man hierin einen nachträglichen Mißgriff sehr bedauert haben würde. Ernster gerichtete Leser werden, abgesehen von ihrer Hochachtung vor der Leistung, geneigt sein, noch eine tiefer greifende Wirkung dieses Romans für möglich zu halten, prophylaktisch oder therapeutisch je nach den Umständen und gleichermaßen bei Mann und Weib. — Bauditz gehört zu den dänischen Schriftstellern, die ihren Dichtungen einen für uns Deutsche besonders wertvollen Hintergrund zu geben wissen. Ihn erfüllen Gedanken und politisch zeitweilig einander vielfach entgegengesetzt sind. Wir fühlen den warmen Herzschlag des Dichters, wenn er seine Leute sich unterhalten läßt über Franzosen und Engländer, über die skandinavische Union und die deutschen Gegner, mit denen sie auf dem Kriegspfade zusammentreffen. Ob er nicht auch ein Zusammengehen der feindlichen Brüder vielleicht in ferner Zukunft für möglich hält? Jedenfalls sind seine Bücher geeignet, heilsam zu wirken; versöhnend und annähernd, und darum drücken wir nicht nur dem Dichter, sondern auch dem wohlmeinenden Politiker im Geiste dankbar die Hand.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig